Schriften der KFH NW
Band 1

Christiane Rohleder
Brigitte Hasenjürgen (Hrsg.)

KFH NW
Katholische Fachhochschule Nordrhein-Westfalen
University of Applied Sciences

Geschlecht im sozialen Kontext

Perspektiven für die soziale Arbeit

Verlag Barbara Budrich

Geschlecht im sozialen Kontext

Schriften der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen

Band 1

Katholische
Fachhochschule
Nordrhein-Westfalen
University of Applied Sciences

Brigitte Hasenjürgen
Christiane Rohleder (Hrsg.)

Geschlecht im sozialen Kontext

Perspektiven für die soziale Arbeit

Verlag Barbara Budrich, Opladen 2005

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für die Publikation ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich.

Alle Rechte vorbehalten.
© 2005 Verlag Barbara Budrich, Opladen
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-938094-81-5 // eISBN 978-3-8474-1294-6

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigun-gen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de
Druck: DruckPartner Rübelmann, Hemsbach
Printed in Germany

Inhalt

Brigitte Hasenjürgen und Christiane Rohleder
Geschlecht im sozialen Kontext – eine Einleitung 7

Arbeitsfeld Kinder- und Jugendarbeit

Ute Gäs-Zeh und Annette Tiltmann
Von der Mädchenperspektive zur Genderperspektive in der Jugendhilfe.
Die Chancen des qualitativen Sprungs 17

Katrin Grundmeier
Fußball und Gewalt.
Fanprojektarbeit mit Jungen und Mädchen.....45

Claudio Peloso
Interkulturelle Jungenarbeit 69

Arbeitsfeld Gesundheit und Körper

Tanja Hoff und Michael Klein
Geschlechtsspezifische Unterschiede bei Kindern aus
suchtbelasteten Familien.....89

Agnes Wuckelt
Körper – Kultur – Religion – Sexualität
(Religions-) Pädagogische Perspektiven 115

Martin Hörning
Von Massagesöckchen und Schamanenmedizin.
Über die genderspezifische Berichterstattung von Medizinthemen
in Frauenzeitschriften 133

Profession und Geschlecht

Angelika Schmidt-Koddenberg, Susanne da Silva Antunes Alves
und Renate Ernst
Weibliche Führungskräfte im Berufsfeld Soziale Arbeit.
Ein Beitrag zur Machtfrage.....145

Barbara Krause
Gemeindeanalyse und Selbsthilfe.
Pionierinnen der Lebensweltorientierung caritativer Arbeit in den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts 179

Geschlecht im Fokus gesellschaftlicher Veränderungen

Martin Heidrich und Christiane Rohleder
Soziale Arbeit und häusliche Gewalt.
Ein Arbeitsfeld im Umbruch 201

Marianne Genenger-Stricker und Liane Schirra-Weirich
Allein Erziehende in Sozialhilfe 235

Brigitte Hasenjürgen und Christoph Weischer
„Demographischer Wandel".
Ein soziales Phänomen und seine Bearbeitung in wissenschaftlichen und sozialpolitischen Diskursen 263

Monika Többe-Schukalla
Gender-Perspektiven in der Entwicklungszusammenarbeit.....289

Autorinnen und Autoren 313

Brigitte Hasenjürgen und Christiane Rohleder

Geschlecht im sozialen Kontext – eine Einleitung

Die Geschichte der Sozialen Arbeit ist immer eine Geschlechtergeschichte gewesen. Von Anfang an standen Fragen der Geschlechterbeziehungen und Geschlechterverhältnisse zur Debatte; sie spiegeln die historische Entwicklung und Relativität von Geschlechterkonstrukten und nehmen zugleich Einfluss auf die sich herausbildenden Sozialberufe. Es gab Phasen, in denen Geschlechterfragen im Vordergrund standen – wie in dem Diskurs zur „geistigen Mütterlichkeit" Anfang des 20. Jahrhunderts – und Zeiten, in denen diese Fragen eher vergessen, verdrängt oder negiert wurden – wie in den fünfziger und sechziger Nachkriegsjahren. In den siebziger Jahren wurden Geschlechterfragen durch die neue Frauenbewegung wieder aufgegriffen und fanden theoretisch wie praktisch Eingang in die Soziale Arbeit.

Bis heute ist eine große Bandbreite an Analysen zum Geschlechterverhältnis und geschlechterorientierten Methoden und Ansätzen entwickelt worden (u.a. Glaser et al. 2004; Gruber/ Fröschl 2001). Doch noch immer sind Geschlechterfragen nicht selbstverständlich in den allgemeinen Diskurs über die Entwicklung und Zukunft der Sozialen Arbeit integriert und strukturell in Lehre und Forschung verankert; die Integration von geschlechterorientierten Perspektiven hängt vielmehr von einzelnen Personen ab. Nicht zuletzt macht die jüngere Diskussion um die Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen an den Hochschulen deutlich, dass Fragen geschlechtsspezifischer Ungleichheit nicht zu den anerkannten Themen im Studium Soziale Arbeit und Sozialpädagogik gehören; um den Stellenwert wird neu verhandelt (Ehlert/ Hasenjürgen 2005).

Diese Auseinandersetzungen um die Soziale Arbeit, ihre Entwicklung als Profession, ihre historischen, kulturspezifischen und geschlechterorientierten Paradigmen und Konstruktionen, haben sich in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten entwickelt und spiegeln so die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen und die Mikrogefüge der Macht.

Auch der Forschungsschwerpunkt „Gender und Transkulturalität" der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen (KFH NW) ist das Ergebnis eines solchen Auseinandersetzungsprozesses innerhalb der Hochschule. Gleichzeitig sind diese hochschulinternen Prozesse im Kontext allgemeiner gesellschaftlicher Erwartungen in Zeiten des Gender Mainstreamings und des zunehmenden Wettbewerbs unter Hochschulstandorten zu verorten. An dem Forschungsschwerpunkt sind WissenschaftlerInnen mehrerer Disziplinen an den vier Abteilungen der Hochschule (Aachen, Köln, Münster und Paderborn) beteiligt. Aus diesem Forschungskontext stammen auch die Beiträge, die mit diesem Band vorgelegt werden. Aus recht unterschiedlicher –

auch der je eigenen Fachkultur verpflichteten – Perspektive thematisieren sie spezifische Genderfragen, die für die Soziale Arbeit interessant sind.

Der international gebräuchliche Begriff für Geschlecht – Gender – steht hier für das historisch gewachsene Geschlechterverhältnis als Ergebnis eines kulturspezifischen Vergesellschaftungsprozesses und zugleich der meist unbewussten Handlungen der Akteure, des Eigensinns der Subjekte, wie Elisabeth Tuider formuliert (2004, 123). Dieses Geschlechterverhältnis ist in der gesellschaftlichen Ordnung verankert und stützt sie zugleich. Deshalb erweist es sich als relativ stabil und lässt sich nicht so leicht verändern, wie viele es sich wünschen und erträumen. Gerade sozialpädagogische Programmatiken und Konzeptionen lassen manchmal vermuten, dass Veränderung ein reiner Willensakt ist; auch die Beiträge sind nicht immer frei von einer Art Berufsoptimismus.

(Selbst-) Kritisch möchten wir auf eine weitere mögliche, wenn auch nicht intendierte Lesart der Beiträge aufmerksam machen. In dem Bemühen geschlechterdifferenzierte Macht- und Herrschaftsverhältnisse und Lebenspraxen von Individuen und Gruppen empirisch und analytisch in den Blick zu nehmen, nutzen Forschungen die Kategorien männlich und weiblich, indem sie diese „von außen" an die jeweiligen Untersuchungsgegenstände herangetragen. Diese quasi selbstverständliche Benennung sozialer Wirklichkeiten nach Geschlecht – in Form von (nur) zwei sozialen Merkmalen – verführt jedoch zur Polarisierung und damit zum Mitkonstruieren von Unterschieden, wo eher Veruneindeutigung und Vervielfältigung – im Sinne von Dekonstruktion – weiterführen könnten (Tuider 2004).

Der Sammelband deckt das breite Spektrum der Forschungstätigkeiten an der Katholischen Fachhochschule NW ab. Es finden sich Beiträge zu den zwei klassischen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit „Kinder- und Jugendarbeit" und „Gesundheit und Körper", zur Professionsentwicklung der Sozialen Arbeit sowie zu aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen und ihren Herausforderungen für Sozialpolitik und Soziale Arbeit. Die Beiträge werfen teils mehr Fragen auf, als dass sie Antworten geben können und machen damit ihren Status als *work in progress* deutlich.

Die ersten drei Beiträge zum Arbeitsfeld *Kinder- und Jugendarbeit* stellen die Akteure, die Kinder und Jugendlichen, in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen. Sie versuchen, durch einen kontextabhängigen und prozesshaften Perspektivenwechsel gängige soziale Konstruktionen von den problematischen Jugendlichen, Jungen wie Mädchen, zu hinterfragen und zu verschieben.

Mit dem 6. Jugendbericht des damaligen Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit aus dem Jahr 1984, der eine erste umfassende Analyse der Lebenslagen von Mädchen darstellt und die Ungleichheit der Zugangschancen zu den Angeboten der Jugendhilfe offenbarte, wurde eine

breite Fachdiskussion über die Bedeutung geschlechtsspezifischer Unterschiede im Kindes- und Jugendalter angestoßen. Sie fand einen entscheidenden Niederschlag im 1991 in Kraft getretenen Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG). Hier wurde gesetzlich für den Bereich der Jugendhilfe festgeschrieben, dass im Rahmen der Jugendhilfeplanung Maßnahmen auf die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen abgestimmt sein müssen und die Gleichberechtigung der Geschlechter durch Abbau von bestehenden Benachteiligungen zu fördern ist. Die daran anschließenden Strategien zeichneten sich durch eine erhöhte Aufmerksamkeit für die Förderung von Mädchen aus, galten die Angebote der Jugendhilfe doch per se als jungenorientiert und jungendominiert. Dies hatte zur Folge, dass zwar eine Vielzahl von mehr oder weniger nachhaltig gesicherten Projekten im Bereich der Mädchenarbeit entstanden ist, aber nur eine sehr übersichtliche Zahl im Bereich der Jungenarbeit. Trotz gesetzlicher Vorgaben ist bislang die Berücksichtigung der Geschlechterperspektive im Hinblick auf Mädchen und Jungen in den Regelangeboten der Jugendhilfe noch nicht systematisch verankert. Dies hat z.B. auch zur Konsequenz, dass Jungen wenn, dann bislang nur in der Defizitperspektive, vorrangig bei den Themen Gewalt und „falsches" Mannsein für zielgruppenspezifische Angebote in den Blick genommen werden, während eine theoretische wie praktische Analyse und Berücksichtigung der Ambivalenzen und Potentiale ihrer Lebenslagen noch ausstehen (Winter 2004).

Der Aufsatz von *Ute Gäs-Zeh* und *Annette Tiltmann* zeichnet die bisherige theoretische und praktische Entwicklung gendersensibler Arbeitsansätze im sozialen Kontext der Jugendhilfe vor dem Hintergrund der Fortwicklung der Genderdebatte nach. Er beschäftigt sich mit der Frage, ob durch die neue politische Strategie des Gender Mainstreamings die oben benannten Vereinseitigungen in der Jugendhilfeplanung überwunden werden können. Am Beispiel von zwei kommunalen Lehrforschungsprojekten im Rahmen der Jugendhilfeplanung in Aachen arbeiten die Autorinnen heraus, dass bereits durch die Anwendung relativ einfacher geschlechtersensibler Methoden der Datenerhebung und -analyse differenzierte Handlungsbedarfe im Hinblick auf Mädchen und Jungen zu Tage treten. Die konsequente Anwendung von Gender Mainstreaming, allerdings bei weiterer Differenzierung nach sozialen und kulturellen Merkmalen, kann somit Hinweise für eine geschlechtergerechte, damit aber auch differenziertere und bedarfsgerechtere Jugendhilfelandschaft geben. Die Kooperation von Fachhochschulen und Kommunen stellt dabei eine Win-Win-Situation dar, durch die einerseits Gendersensibilität in der Hochschulausbildung verankert werden kann und andererseits Kommunen kostengünstigere Lösungen für ihren Bedarf an Planungsdaten erhalten.

Katrin Grundmeier schreibt über den Mikrokosmos Fußball – eine noch weitgehend männliche Welt. In den letzten Jahren wird Fußball in den Me-

dien, in der Öffentlichkeit und teils auch in sozialpädagogischen Diskussionen als soziales Problem thematisiert: Jugendliche Fußballfans nutzen Gewalt als Ressource und werden damit zu einem gesellschaftlichen Risiko für Sicherheit und Ordnung. Die Folgen sind Stadionumbauten und repressive politische Maßnahmen, die solidarische, ritualisierte und selbstorganisierte Momente der Jugendkultur von Fußballfans zu zerstören drohen. Kritische Fanprojektarbeit begreift hingegen Jungen und Mädchen als AkteurInnen mit Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Selbstregulierung und Partizipation und sucht durch politische Arbeit die strukturellen Rahmenbedingungen für eine selbstbestimmte und Frauen nicht diskriminierende Jugendkultur von männlichen wie weiblichen Fans zu verbessern.

Das Einwanderungsland Deutschland braucht eine offene, geschlechtsbewusste, akzeptierende und zugleich interkulturelle Jugendarbeit, so *Claudio Peloso*. Er konzentriert sich auf Ziele und Ansätze in der Jungenarbeit in Verknüpfung mit jüngeren Überlegungen zu inter- bzw. transkultureller Sozialer Arbeit. Dabei sucht der Autor Benennungen und Klassifizierungen von Jungen mit oder ohne Migrationshintergrund als vermeintlich homogene und häufig als die gesellschaftliche Ordnung störende Gruppen zu vermeiden; das schließt auch eine auf die Vermeidung von Gewalt reduzierte Jungenarbeit aus. Vielmehr fordert er eine Politisierung der Pädagogik, um nicht durch die soziale Konstruktion von Unterschieden nach Nation oder Sprache einer subtilen Ethnisierung und Kulturalisierung Vorschub zu leisten.

Der zweite Schwerpunkt des Sammelbandes beschäftigt sich mit dem Arbeitsfeld *Körper und Gesundheit*. Diese Themen sind seit Beginn der feministischen Geschlechterforschung zentrale Anknüpfungspunkte für die Analyse und Kritik bestehender Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern, denn im Rahmen des „kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit“ (Hagemann-White) ist die soziale Präsentation von Weiblichkeit und Männlichkeit eng an den Körper gebunden. Im Mittelpunkt stehen dabei die Gesamtheit der Praktiken der sozialen Konstruktion sowie die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Regeln im Umgang mit dem Körper, die so genannten „somatischen Kulturen“ (Boltanski 1976). Körper und Gesundheit erweisen sich dabei als durch und durch sozial bestimmte Aspekte des menschlichen Lebens. Die in den Körper eingeschriebene soziale Praxis ist dabei einerseits Ergebnis unterschiedlicher Lebenslagen von Männern und Frauen, andererseits aber auch Ergebnis aktiver Handlungen, um durch geschlechtskonforme Selbstpräsentation als Mann oder Frau sozial anerkannt zu werden. Körpermanipulative Praktiken, aber auch die Unterschiede in der somatischen und psychischen Gesundheit zwischen den Geschlechtern sind ohne ihre geschlechtsidentitätsstiftenden Aspekte nur unzureichend begriffen.

Tanja Hoff und *Michael Klein* vermitteln einen Überblick vor allem psychologischer und medizinischer Forschungsergebnisse zu Mädchen und

Jungen aus suchtbelasteten Familien. Diese Kinder und Jugendlichen tragen ein höheres Risiko, selbst süchtig oder psychisch krank zu werden. Die Autoren machen darauf aufmerksam, dass Kinder alkohol- oder drogenabhängiger Mütter und Väter – wie ihre Eltern selbst – trotz erhöhter Gesundheitsgefährdung nur unzureichend über mögliche Hilfeangebote erreicht werden.

Vor dem Hintergrund (religions-) pädagogischer Arbeit mit Jugendlichen beschäftigt sich *Agnes Wuckelt* mit der sozialen Konstruktion und dem Wandel von geschlechtsspezifischen Körperbildern und Körpernormen sowie dem Einfluss der Religion in christlich abendländisch geprägten Kulturen auf die Praktiken der Körpermanipulation, des „body-stylings", in modernen Gesellschaften. Gerade in der Pubertät gewinnt die Auseinandersetzung mit dem Körper bei der Entwicklung eines Geschlechtskonzeptes an zentraler Bedeutung. Der Körper wird zum Ansatzpunkt von vielfältigen Strategien zur Darstellung von Geschlecht (Kolip 1997) und Individualität. Jugendliche Mädchen, und zunehmend auch Jungen, sehen sich in diesem Prozess zugleich mit normativen Zwängen wie zunehmenden Flexibilisierungen im Hinblick auf die körperliche Inszenierung von Geschlecht konfrontiert. Zur Bewältigung dieser z.T. widersprüchlichen Botschaften können im Rahmen pädagogischer Angebote Möglichkeiten der kritischen Reflexion und Auseinandersetzung geschaffen werden. Die historische Analyse der Entwicklung des Körperbildes in der christlichen Religion ermöglicht dabei eine Relativierung vorschneller Annahmen, der heutige Umgang mit Körper und Körperlichkeit sei ein „befreiter", leibfreundlicher. Vielmehr verbergen sich hinter modernen Diät- und Fitnesszwängen weiterhin körperverachtende und körperfeindliche Haltungen, in denen ebenso wie in körperfeindlichen religiösen Praktiken der „unvollkommene" (Frauen-) Körper zum Objekt der Scham und Schuld wird.

Martin Hörning nimmt schließlich das Thema Gesundheit im sozialen Kontext von so genannten Frauenzeitschriften in den Blick. Vorliegende Gesundheitsberichte (z.B. BMFSFJ 2001; MFJFG NRW 2000; Senator/in für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales 2001) zeigen, dass Frauen wesentlich stärker an gesundheitlichen Themen interessiert sind als Männer. Eine ihrer möglichen Informationsquellen für gesundheitsrelevante Informationen sind Frauenzeitschriften. Auf der Basis einer Inhaltsanalyse geht der Autor in seinem Beitrag der Frage nach, inwiefern diese Zeitschriften auf die spezifischen Gesundheitsprobleme von Frauen eingehen. Dabei zeigt sich, dass Frauenzeitschriften zwar über eine breite Medizinberichterstattung verfügen, diese jedoch nicht an den Gesundheitsfragen und -risiken von Frauen orientiert ist. Angehörige sozialer Berufe im Arbeitsfeld Gesundheit müssen vor diesem Hintergrund davon ausgehen, dass der Informationsstand ihrer KlientInnen häufig unspezifisch und unzureichend ist.

Der dritte Schwerpunkt thematisiert *Soziale Arbeit als Profession*. Soziale Arbeit ist heute nicht mehr ungebrochen Symbol für die Vergeschlechtlichung von Arbeit, vielmehr wirken geschlechterdifferenzierte Zuschreibungen – von z.B. ehrenamtlicher und klientennaher Arbeit an Frauen und Vollzeittätigkeit in Leitungsfunktion an Männer – in diesem modernen, rationalisierten und ökonomisch organisierten sozialen Dienstleistungsberuf eher dysfunktional. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit – ihre zunehmende Verberuflichung, Verfachlichung und Verwissenschaftlichung – ist auch mit veränderten symbolischen Geschlechterarrangements einhergegangen und hat dieses Berufsfeld für qualifizierte Frauen wie Männer attraktiver gemacht (Hasenjürgen 2002).

Doch haben Forschungen zum Zusammenhang von Organisation und Geschlecht empirische Ungleichzeitigkeiten festgestellt, die auch für die Soziale Arbeit als einen nach wie vor frauendominierten Arbeitsbereich gelten können: Danach verlieren Geschlechterdifferenzen einerseits an Relevanz und werden andererseits kontextabhängig wieder neu aktualisiert (Heintz et al. 1997). Die Frage nach der sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern im sozialen Feld von Arbeit und Organisation ist also weiterhin virulent. Allerdings wird in neueren Arbeiten herausgestellt, dass berufs- und organisationsübergreifende Aussagen nicht mehr möglich sind: So lassen sich Bereiche von Organisationen ohne systematische Geschlechterdifferenzen beobachten, es werden in anderen Bereichen Geschlechterdifferenzen situativ und kontextabhängig relevant gemacht, und es gibt Anzeichen dafür, dass bestimmte Formen der Grenzziehungen und Hierarchisierungen zwischen den Geschlechtern fortbestehen, z.B. bei der Regulierung von Arbeitszeiten und Weiterbildungsanforderungen zum Nachteil besonders von Frauen mit Kindern. Die Analyse solcher Prozesse als strukturierte Praxis und soziale Konstruktion von Organisation und Geschlecht ist weiterhin ein spannendes Forschungsfeld (Wilz 2004, 447f).

Angelika Schmidt-Koddenberg, *Susanne da Silva Antunes* und *Renate Ernst* widmen sich der zentralen geschlechterpolitischen Schieflage im Feld der Sozialen Arbeit – der Tatsache, dass Frauen zwar die Mehrheit der Beschäftigten in der Sozialen Arbeit stellen, aber in den Leitungsfunktionen sozialer Organisationen weiterhin ein überdurchschnittlich hoher Anteil Männer zu finden ist. Im sozialen Kontext „Organisation" wird Geschlecht selten offen thematisiert, zugleich tragen Organisationsstrukturen jedoch entscheidend zu unterschiedlichen Berufschancen und -möglichkeiten für die Geschlechter bei; diese Prozesse finden jedoch in der Regel im Verborgenen statt. Die Ergebnisse zweier Forschungsarbeiten zu diesem Thema zeigen z.B., dass die wenigsten Wohlfahrts- und Berufsverbände zum derzeitigen Zeitpunkt bereit oder in der Lage sind, Daten zu der Geschlechterverteilung in den Leitungspositionen ihrer Organisation zu publizieren. Diese Intransparenz der Schieflagen in den Beschäftigungsverhältnissen mindert zugleich

den Handlungsdruck in den Organisationen, Maßnahmen zur Beseitigung der geschlechterungerechten Verteilung von Aufstiegsmöglichkeiten zu entwickeln. Darüber hinaus wird die Unterrepräsentanz von Frauen in Leitungspositionen auch als Ergebnis ihrer defensiven Haltung zu Macht interpretiert. Die gezielte Entwicklung und Pflege geeigneter Instrumente des Karrierecoachings für Frauen gilt als ein möglicher Schritt, um Frauen auf dem Weg in einflussreiche Positionen zu unterstützen.

Barbara Krause hat sich auf „Spurensuche" nach frühen Spielarten von Gemeinwesenarbeit im Deutschland der 30er Jahre gemacht: die Dorfcaritas. Diese ländliche Caritasarbeit reagierte zum einen auf Armut und andere Notlagen der Bevölkerung, zum anderen knüpfte sie an selbstorganisierten Strukturen in den Dörfern an und suchte sie durch Netzwerkarbeit und Fortbildung in religiösen und alltäglichen Fragen zu fördern. Diese frühe Gemeinwesenarbeit wurde von studierten Frauen geleistet – allerdings unter männlicher Leitung der Vordenker und Entscheidungsträger in den Städten. Die Autorin würdigt das Anliegen der Dorfcaritasarbeit, trotz nationalsozialistischer Ein- und Übergriffe im kirchlichen Binnenraum menschliche Kommunikations- und Arbeitsformen zu schaffen. Ob die Caritas nicht jedoch deswegen Freiräume hatte, weil sie sich in Handeln, Schrift und Sprache an die Vorgaben des Regimes angepasst hat, soll hier nur als kritische Frage aufgeworfen werden.

Die letzten vier Beiträge handeln von *Geschlecht im Fokus gesellschaftlicher Veränderungen* in Deutschland und – in Ansätzen – international. In der Diskussion aktueller Themen, z.B. zu sozialen Fragen oder zum demographischen Wandel, sind geschlechterdifferenzierte Aspekte unterschiedlich bedeutsam. Während das Thema häusliche Gewalt immer einen zentralen, polarisierenden Kristallisationspunkt frauenpolitischer Forderungen dargestellt hat, wird in demographischen Analysen oder in der Diskussion um soziale Sicherung die Geschlechterfrage bislang noch eher randständig behandelt. Tatsächlich sind Geschlechterfragen in allen Feldern der Sozialen Arbeit auf komplizierte Weise in den existierenden Machtverhältnissen und Deutungen sozialer Wirklichkeit sozial verortet. Geschlechterdifferenzierte Perspektiven können jedoch immer nur situations- und kontextbezogen und in jeweils spezifischer Verknüpfung mit weiteren Fragen sozialer Ungleichheit angemessen analysiert und beschrieben werden. Sie sind angesichts des kontinuierlichen sozialen Wandels zudem immer wieder zu reaktualisieren, da gesellschaftliche Veränderungen auch die jeweilige Struktur der Geschlechterverhältnisse nicht unberührt lassen.

Häusliche Gewalt stellt eines der Arbeitsfelder dar, in dem von Anfang an die Genderthematik explizit bei der Frage nach den gesellschaftlichen Ursachen wie nach angemessenen Angeboten Sozialer Arbeit eine hervorgehobene Rolle gespielt hat. Die bedeutsamen Veränderungen, die dieser Ar-

beitsbereich aufgrund einer stärkeren gesellschaftlichen Ächtung von häuslicher Gewalt derzeit vollzieht, nehmen *Martin Heidrich* und *Christiane Rohleder* kritisch unter die Lupe. In den neuen pro-aktiven Interventions- und Beratungsansätzen bei häuslicher Gewalt wie der Diskussion um angemessene Konzepte in der Täterarbeit spielen Fragen von Freiwilligkeit und Zwang, Selbstbestimmung und Fürsorge eine prominente Rolle, die auch vor dem Hintergrund von latenten sozialen Weiblichkeits- und Männlichkeitskonstrukten sowie der Auseinandersetzung um knapper werdende gesellschaftliche Ressourcen für Soziale Arbeit verstanden werden müssen.

Im Zuge der Pluralisierung der Formen der Familie zeichnet sich eine Zunahme der Ein-Eltern-Familien und eine Verweiblichung der Haushaltsvorstände in dieser Familienform ab. Die Forschung zu Ein-Eltern-Familien hat dabei in den letzten Jahren mit dem Vorurteil aufgeräumt, es handele sich hierbei um eine homogene Personengruppe. Sowohl im Hinblick auf die Entstehungsbedingungen wie die Dauer, aber auch in Bezug auf Erziehungskonstellationen, materielle Absicherung und soziale Einbindung gibt es enorme Differenzen in der Gruppe der allein Erziehenden (Schneider et al. 2001). *Marianne Genenger-Stricker* und *Liane Schirra-Weirich* fügen diesen Heterogenitäten eine weitere hinzu – auf der Basis einer qualitativen Befragung von allein Erziehenden im Sozialhilfebezug arbeiten sie heraus, dass sich auch in dieser Gruppe systematische Unterschiede in den lebensbiographischen Voraussetzungen, den schulischen und beruflichen Qualifikationen, der aktuellen Lebenssituation sowie den Zukunftsorientierungen zeigen. Die Autorinnen entwerfen eine Typologie allein Erziehender im Sozialhilfebezug, die die Möglichkeit eröffnet, vor dem Hintergrund zu beobachtender Unterschiede in den Lebenslagen passgenauere Unterstützungsangebote zum Aufbau einer eigenständigen, von Sozialhilfe unabhängigen, sozialen Sicherung zu entwickeln. Für den sozialen Kontext „Stadtteil" stellen die Autorinnen ein Handlungsmodell zur Reintegration von allein Erziehenden in die Erwerbsarbeit vor, das neben strukturellen Verbesserungen Angebote der individuellen Unterstützung und Information umfasst.

Brigitte Hasenjürgen und *Christoph Weischer* suchen das derzeit viel diskutierte gesellschaftliche Phänomen des „demographischen Wandels" als eine rhetorische Figur zu entzaubern. Sie plädieren dafür, dieses Thema aus dem engen gedanklichen Horizont der demographischen Logik zu befreien und in die laufenden gesellschaftlichen Auseinandersetzungen „zurück zu holen": Fragen gleichberechtigter Geschlechterbeziehungen und gerechter Geschlechterverhältnisse, der Integration von ZuwanderInnen oder der Pflegesituation sowie entsprechende Handlungsmöglichkeiten in Sozialpolitik und Sozialer Arbeit werden schon länger diskutiert und ändern sich nicht grundlegend durch eine andere Bevölkerungsstruktur.

Der letzte Beitrag von *Monika Többe-Schukalla* öffnet ein Fenster zur Weltgesellschaft: Er skizziert die Entwicklungslinien der Diskussion über

Geschlechterverhältnisse und geschlechtsspezifische Wahrnehmungs- und Handlungsmuster in der Entwicklungszusammenarbeit. Dabei werden unterschiedliche, teils gegensätzliche politische Strategien, Begrifflichkeiten und Konzepte ausgeleuchtet, wie universale versus kulturspezifische Analysekategorien, Modernität versus Traditionalität etc. Die Autorin macht deutlich, wie wichtig es ist, Geschlecht immer kontextgebunden zu untersuchen – vor dem Hintergrund ökonomischer, sozialer, kultureller, regionaler Bedingungen und Leitbilder. Das braucht qualifizierte MitarbeiterInnen in entwicklungspolitischen Organisationen, die dem „Gender-Universum" unter verschiedenen gesellschaftlichen Lebensbedingungen gerecht werden und klassifizierende, hierarchische und normalisierende Handlungsstrategien vermeiden.

Literatur

Boltanski, Luc (1976): Die soziale Verwendung des Körpers, in: Kamper, Dietmar/ Ritter, Volker (Hg.): Zur Geschichte des Körpers, München, Wien, 138-177

BMFSFJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2001): Bericht zur gesundheitlichen Situation von Frauen, Bonn

Ehlert, Gudrun/ Hasenjürgen, Brigitte (2005): Gender im Bolognaprozess. Zur Diskussion über die Reformierung des Studiums der Sozialen Arbeit, in: neue praxis, Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 35. Jg., H. 5, im Erscheinen

Glaser, Edith/ Klika, Dorle/ Prengel, Annedore (Hg.) (2005): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft, Bad Heilbrunn

Gruber, Christine/ Fröschl, Elfriede (Hg.) (2001): Gender-Aspekte in der Sozialen Arbeit, Wien

Hasenjürgen, Brigitte (2002): Profession und Geschlecht – Entwicklungslinien eines Diskurses in der sozialen Arbeit, in: Jahrbuch der Kath. Fachhochschule Nordrhein-Westfalen 2002, Münster, Hamburg, London, 128-149

Heintz, Bettina/ Nadai, Eva/ Fischer, Regula/ Ummel, Hannes (1997): Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes, Frankfurt a.M.

Kolip, Petra (1997): Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Die Konstruktion von Geschlechtlichkeit über somatische Kulturen, Opladen

MFJFG NRW Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen (2000): Gesundheit von Frauen und Männern in Nordrhein-Westfalen, Landesgesundheitsbericht 2000, Bielefeld

Schneider, Norbert F./ Krüger, Dorothea/ Lasch, Vera/ Limmer, Ruth/ Matthias-Bleck, Heike (2001): Alleinerziehen – Vielfalt und Dynamik einer Lebensform, Stuttgart, Berlin, Köln

Senator/in für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales (2001): Frauengesundheitsbericht Bremen 2001, Bremen

Tuider, Elisabeth (2004): Es ist eine Prinzessin! Sozialisationstheorie zwischen Habitus und Dekonstruktion, in: Timmermanns, Stefan/ Tuider, Elisabeth/ Sielert, Uwe (Hg.): Sexualpädagogik weiter denken. Postmoderne Entgrenzungen und pädagogische Orientierungsversuche, Weinheim, München, 113-134

Wilz, Sylvia M. (2004): Organisation: Die Debatte um „Gendered Organizations“, in: Becker, Ruth/ Kortendieck, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden, 443-449

Winter, Reinhard (2004): Jungen: Reduzierte Problemperspektive und unterschlagene Potenziale, in: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden, 353-357

Ute Gäs-Zeh und Annette Tiltmann

Von der Mädchenperspektive zur Genderperspektive in der Jugendhilfe. Die Chancen des qualitativen Sprungs

Bis in die 1970er Jahre hinein bestand ein weitgehender Konsens darüber, dass die Geschlechtszugehörigkeit rein biologisch begründet ist. Das biologische Geschlecht wurde mit bestimmten Symbolen und Eigenschaften verbunden, aus denen eine dualistische Aufgaben- und Rollenverteilung bei Männern und Frauen abgeleitet wurde. In nahezu allen Gesellschaftssystemen entwickelten sich so zweigeschlechtlich differenzierte und hierarchisch strukturierte Geschlechterordnungen (Hagemann/ White 1984).

1 Entwicklungen in der Gender-Diskussion

Im Zuge der autonomen Frauenbewegung wurden diese patriarchalischen Strukturen und die damit verbundenen Rollenzuweisungen und Abhängigkeiten grundsätzlich in Frage gestellt. Die gesellschaftskritischen Diskussionen zogen in den letzten Jahrzehnten neben erheblichen Kontroversen zahlreiche Veränderungen im politischen Leben, in der Arbeitswelt, in den gesellschaftlichen Beziehungen allgemein und in den Geschlechterverhältnissen im Speziellen nach sich. Veränderte Sichtweisen und Ideologien eröffneten Freiräume zur individuellen Lebensgestaltung und wirkten sich ökonomisch und sozial auf die Organisation von Familie und Arbeitswelt aus. Jedoch blieben die vorherrschende strukturelle Geschlechterhierarchie und normative männliche Dominanz weitgehend bestehen. Die Vormachtstellung der Männer zog sich ebenso durch die gesamte Wissenschaft und wurde zum Gegenstand der modernen Frauenforschung. Neben den durch Ungleichheit, Macht und Hierarchie gekennzeichneten Beziehungen zwischen den Geschlechtern erforschten Wissenschaftlerinnen auch die Bereiche der weiblichen Sozialisation, Adoleszenz, Sexualität und Gesundheit.

Die durch die feministische Kritik und Theoriebildung ausgelöste Genderdiskussion geht von einer sozialen Konstruktion der Geschlechter aus: Während das biologische Geschlecht (sex) angeboren ist, wird die soziale Dimension des Geschlechts (gender) erworben und sowohl durch die strukturelle Prägung als auch durch die alltäglichen Handlungen rekonstruiert (doing gender) und somit aufrechterhalten. Wenn die Kategorie Geschlecht jedoch nicht mehr eindimensional biologisch definiert wird, sondern psycho-

logische, soziale und kulturelle Einflussfaktoren und Prozesse möglicherweise eine noch größere Rolle spielen, dann werden Menschen bis in die innersten Wurzeln ihres Selbstverständnisses zu Frauen und Männern gemacht. Die geschlechtsspezifische Prägung erfolgt im Rahmen einer gesellschaftlichen und symbolischen Ordnung, die ihrerseits bis in all ihre Verästelungen geschlechtlich differenziert ist und sich auf diese Weise permanent reproduziert bzw. sozial konstruiert wird. Mithin sind die Begrenzungen und Ausformungen der Geschlechterrolle – mit Ausnahme der Zeugungs- und Gebärfunktion – kulturell produziert. Auf diesem Hintergrund erscheint ein Großteil der geschlechtsspezifischen Genderfixierungen als Vereinseitigung, die sich einschränkend auf die Entfaltung individueller Potenziale sowohl bei Jungen als auch bei Mädchen auswirkt.

Die feministische Debatte wurde besonders in erziehungs- und sozialwissenschaftlich geprägten Bereichen und Arbeitsfeldern fortgesetzt und hatte eine Vielzahl schriftlich formulierter Konzepte, Absichtserklärungen und Gesetzestexte zur Integration bzw. zum Abbau der Geschlechterdifferenz zur Folge. Dies fand u.a. Ausdruck in zahlreichen Modellprojekten, insbesondere im Bereich der Frauen- und Mädchenarbeit mit entsprechender Begleitforschung, sowie in der Einrichtung von Stellen für Frauenbeauftragte. Deren Auftrag wurde im Zuge des Gender Mainstreaming-Prozesses erweitert und in Stellen für Gleichstellungsbeauftragte umdefiniert.

Im Zuge der feministischen Theoriebildung entwickelten sich unterschiedliche Ansätze, auf die in der Fachdiskussion und bei der Konzeption von Projekten zurückgegriffen wird. In den 1970er und 1980er Jahren trugen differenztheoretische Ansätze dazu bei, die grundlegende Geschlechterdifferenz zwischen Männern und Frauen und die damit einhergehenden strukturellen Benachteiligungen des weiblichen Geschlechts herauszustellen und zu thematisieren. Dabei wurden aus heutiger Sicht jedoch die Differenzen innerhalb der Gruppe der Frauen oder Männer zu wenig in den Blick genommen und berücksichtigt. Zudem wurde die fehlende Gleichberechtigung teilweise aus einer verengenden defizitären Perspektive betrachtet. Mit der fortschreitenden Emanzipationsbewegung entwickelten sich unterschiedliche Strömungen und Sichtweisen. Heute bedient sich die Geschlechterforschung vermehrt konstruktivistischer Ansätze, die von einer sozialen Konstruktion der Geschlechter ausgehen. Im Zentrum der Reflexion steht nicht die Frage nach der Geschlechterdifferenz, sondern die Beobachtung der Prozesse, die diese Differenz konstruieren und, anhand alternativer Modelle, wieder dekonstruieren (Butler 2002; Lorber 2003).

Die Fachdiskussion wird bis zum heutigen Tage weitgehend von Frauen geführt und sie wird ihnen größtenteils auch überlassen und als ihre Angelegenheit betrachtet. Um sich Gehör zu verschaffen und zur Umsetzung ihrer Forderungen haben Frauen sich nicht nur lokal organisiert, sondern etablierten Frauenpolitik weltweit in länderübergreifenden Bündnissen und Netz-

werken, u.a. im Rahmen der Europäischen Union und der Vereinten Nationen. Der Begriff des Gender Mainstreaming hat einen unmittelbaren Bezug zur 3. Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen, die 1985 in Nairobi stattfand. Hier wurde Gender Mainstreaming als politische Zielsetzung formuliert und bezeichnet eine neue Strategie zur Herstellung der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern.

Mit der einsetzenden feministischen Kritik am männlichen Dominanzverhalten wurden traditionelle Werte der Männlichkeit in Frage gestellt. Anfang der 1990er Jahre verdeutlichten Untersuchungen zur männlichen Sozialisation den Druck, der bei Jungen entsteht, indem einerseits die Erfüllung männlicher Rollenklischees in der Öffentlichkeit immer noch von ihnen erwartet wird und deren Infragestellung andererseits, vorrangig im privaten Bereich, postuliert wird (Schnack/ Neutzling 1990). Doch die Definition einer „neuen" Männlichkeit scheint durch die relativ geringe Präsenz männlicher Vorbilder in der familiären und öffentlichen Erziehungsarbeit oftmals schwierig. Der Mangel an männlichen Vorbildern führt zur Idealisierung vermeintlich männlicher Eigenschaften und Tugenden, die an traditioneller Machterhaltung orientiert sind. Anerkannte Modelle für eine neue gleichberechtigte Männlichkeit sind in der öffentlichen Wahrnehmung noch zu wenig sichtbar (Badinter 1997).

Der Weg zu einer männlichen Identität, die den veränderten Bedingungen Rechnung trägt, scheint gegenwärtig komplizierter und langwieriger als der zur weiblichen. Die Thematisierung männlich dominanten Rollenverhaltens wie auch eine Auseinandersetzung mit Männlichkeit stößt in großen Teilen der nicht nur männlichen Öffentlichkeit nach wie vor auf erhebliche Abwehr und hat keinesfalls den gleichen Selbstverständlichkeitsgrad erreicht, wie die Thematisierung mädchen- und frauenspezifischer Fragestellungen (Sturzenhecker/ Winter 2002). Die Auseinandersetzung mit Geschlechterfragen impliziert jedoch die Notwendigkeit, dass Männer die Geschlechterhierarchie und eigene Benachteiligungen im bestehenden Geschlechterverhältnis stärker in den Blick nehmen und ein Interesse an der Veränderung der herrschenden männlichen Normalität entwickeln. Eine einseitige Lösung ist im Rahmen der bestehenden Geschlechterordnung nicht möglich (Beck/ Beck-Gernsheim 1990). Doch der hier geforderte

> „Bewußtwerdungsprozess fällt beiden Geschlechtern nach wie vor schwer, was nicht zuletzt damit zusammenhängt, daß dieser Prozess mit einer Hinterfragung existentieller persönlicher Selbstbilder und Identitäten verbunden ist. Sie zwingt die Individuen, Frauen wie Männer, in einen Prozess der Auseinandersetzung mit sich, der sich weiterentwickelt zu einem Erkenntnisprozess über das Verhältnis der Geschlechter im gesellschaftlichen Zusammenhang und letztlich zur Frage von Kompetenz und Machtverteilung im privaten wie im gesellschaftlichen Umfeld." (Glücks/ Ottemeier-Glücks 1994, 20f)

Dabei bieten die angestrebten Ziele der strukturellen Veränderung nicht nur Vorteile für Frauen, wie fälschlicherweise oft unterstellt wird, sondern auch

Männer können von flexiblen und alternativen Modellen der Familien- und Erwerbsarbeit durchaus profitieren. Deren Bereitschaft und Möglichkeiten, sich mehr an der Familienarbeit zu beteiligen, setzt u.a. den Kooperations- und Flexibilisierungswillen der Arbeitgeber voraus, die hinsichtlich der Arbeitszeitmodelle und der gleichwertigen Bezahlung von Männern und Frauen noch zu wenig tun.

Darüber hinaus ist die Geschlechterfrage nicht nur eine Sache „der Frauen" oder „der Männer". Wird das Thema zur Sache „aller Frauen" erhoben, so suggeriert dies ein einheitliches Bewusstsein aller Frauen, das die unterschiedlichen sozialen und kulturellen Standorte von Frauen unberücksichtigt lässt. Keine Frau ist nur Frau, sondern zusätzlich arm oder reich, schwarz oder weiß, jung oder alt, heterosexuell oder homosexuell, behindert oder nicht behindert, Beamtin oder Arbeiterin, Muslimin oder Christin, Soldatin oder Pazifistin, Deutsche oder Ausländerin und noch vieles andere mehr. Diese unterschiedlichen Standorte ziehen unterschiedliche Standpunkte nach sich. So drückt sich die Generationendifferenz z.B. in den kontroversen Ansichten einer bewegten 1968er Generation und ihrer inzwischen flügge werdenden Töchter und Söhne aus, die den Großteil der erreichten Freiheiten und Möglichkeiten einer selbstbestimmten Lebensgestaltung als völlig selbstverständlich, nahezu naturgegeben ansehen und für die die eigene Emanzipation nicht in Frage steht. Unterschiedliche Sichtweisen zur Geschlechterfrage zwischen der jungen und älteren Generation zeigen sich auch zunehmend innerhalb der Fachdiskussion, in der die verschiedenen theoretischen Ansätze und Konzepte einer geschlechterbezogenen Pädagogik miteinander konkurrieren. KritikerInnen des Gender Mainstreaming vertreten z.B. die Meinung, geschlechtsbezogene Pädagogik sei überflüssig geworden. Da sich Mädchen und Jungen frei und unabhängig von geschlechtsspezifischen Rollenbildern entfalten könnten, hätten tradierte Rollenbilder längst keine Bedeutung mehr. Vielmehr würden durch die Thematisierung der Geschlechterdifferenz die überholten Frauen- und Männerrollen festgeschrieben und damit letztlich starre Identitäten konstruiert, die in der Pluralität der Lebensentwürfe längst aufgegangen seien. Demgegenüber wird von feministischer Seite konstatiert, dass bei aller Pluralisierung von Lebensentwürfen die strukturelle Hierarchie der Geschlechter in Familie und Arbeitswelt sich zwar verändert habe, aber von einer wirklichen Gleichstellung noch lange keine Rede sein könne – von einer Gleichstellung, die die Differenz der Geschlechter zulässt ohne gleichzeitige Diskriminierung und Benachteiligung, wenn es z.B. um Fragen der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familienarbeit geht, um die Bewertung und Honorierung von Arbeitsleistung oder um die Übernahme von Führungsaufgaben (Meyer 2002; Rauw et al. 2001).

Veränderungen sind jedoch – das ist an dieser Stelle nochmals zu betonen – nur im Dialog und im solidarischen Miteinander von Männern und Frauen möglich, d.h. in der gemeinsamen Auseinandersetzung um Ge-

schlechterrollen und Macht. Männlichkeit und Weiblichkeit werden zu relativen Begriffen, wenn beides – das Männliche und das Weibliche – als Aspekte des Menschlichen begriffen werden. Die soziale Konstruktion von Männlichkeit oder Weiblichkeit ist ohne Bezug auf das jeweils andere kaum verständlich. Insbesondere in Arbeitsfeldern mit einem Erziehungs- und Bildungsauftrag wie dem der Jugendhilfe, ist die frühzeitige Integration geschlechterbezogener Angebote und Maßnahmen besonders wichtig, weil die Geschlechterperspektive damit eine größere Selbstverständlichkeit erfährt.

2 Die Geschlechterdiskussion in der Jugendhilfe

Wie bereits eingangs erwähnt, muss die Geschlechterfrage notwendigerweise auf alle gesellschaftlichen Bereiche bezogen und in ihren jeweiligen strukturellen Kontexten berücksichtigt und bearbeitet werden. Die Forderung nach einer geschlechterdifferenzierenden Kinder- und Jugendhilfe resultiert aus der feministischen Geschlechterdiskussion. Sie führte dazu, dass die Überwindung geschlechtsspezifischer Benachteiligungen zu einer gesellschaftlichen Aufgabe erklärt und im Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) gesetzlich verankert wurde. An der Integration geschlechterbezogener Fragestellungen in die Konzepte und Handlungsmodelle der Jugendhilfe arbeiteten viele engagierte Frauen und wenige Männer in den Feldern der Pädagogik und Sozialarbeit schon seit den 1980er Jahren. Sie erreichten, dass im Rahmen des Bundesjugendplans erste Modellprojekte zur geschlechterbezogenen Arbeit mit Jungen und Mädchen finanziert wurden. Der 1984 veröffentlichte Sechste Jugendbericht fand in Fachkreisen große Resonanz und forcierte die Integration der Geschlechterfrage in die Aufgaben der Jugendhilfe. Mit Inkrafttreten des KJHGs 1991 wurde diese Aufgabe ausdrücklich benannt. Nach § 9, Abs. 3 KJHG soll die Gleichberechtigung der Geschlechter und die Berücksichtigung der unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen gewährleistet und der Abbau von Benachteiligungen gefördert werden (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2000, nachf. BMFSFJ, 43). Die Integration der Geschlechterdifferenzierung wird in der Jugendhilfe als Querschnittaufgabe und Qualitätsstandard betrachtet.

Während sich die hier beschriebenen Entwicklungen bis Ende der 1980er Jahre auf Westdeutschland beziehen, lassen sich mit Beginn der 1990er Jahre aufgrund der gemeinsamen Gesetzeslage erste Annäherungen zwischen den alten und neuen Bundesländern feststellen. In der DDR konzentrierte sich die Jugendhilfe vorrangig auf den Bereich der „Ersatz- und Fremdunterbringung“ von Kindern und Jugendlichen, die sich nicht gesellschaftskonform verhielten. Auf spezielle ostdeutsche Konzepte der Jugendhilfe für Mädchen und junge Frauen konnte nicht zurückgegriffen werden, denn diese schienen

in einem sozialistischen System, das die Gleichberechtigung von Männern und Frauen, ihre berufliche Gleichrangigkeit und die materielle Unabhängigkeit von Frauen förderte, nicht notwendig. Die auch im Sozialismus vorhandene Geschlechterhierarchie wurde im öffentlichen Raum nicht thematisiert. Erst mit der Wende wurde von engagierten Frauen aus der Bürgerrechtsbewegung und dem Demokratischen Frauenbund eine Thematisierung von geschlechterdifferenzierenden Fragestellungen gefordert und Impulse für einen Perspektivwechsel gesetzt. Neben zahlreichen Initiativen engagierten sie sich auch für die Schaffung erster mädchengerechter Jugendhilfeangebote. Die praktische Arbeit wurde in der DDR anfänglich meist von QuereinsteigerInnen mit unterschiedlichsten Berufsprofilen geleistet, die sich in die neuen Arbeitsbereiche und -bedingungen erst einarbeiten mussten (Bitzan/ Daigler 2001, 42ff). Mit der Einrichtung neuer Studiengänge für Soziale Arbeit und fachspezifischer Fortbildungen, wurden den MitarbeiterInnen aus der Praxis und Studierenden der nachfolgenden Generation Möglichkeiten der fachlichen (Weiter-) Qualifizierung angeboten. Da sich die Arbeitsmarktlage und Finanzierung von Projekten und Einrichtungen auch in den neuen Bundesländern problematisch gestaltet, sind zahlreiche Maßnahmen gefährdet. Diese Situation ist für die bundesdeutsche Jugendhilfe insgesamt eine schwierige Herausforderung und bedarf genauer Abstimmungen, Zielsetzungen und Prioritäten in den unterschiedlichen Bundesländern, Regionen und Kommunen.

Die Umsetzung der theoretischen Konzepte zur geschlechterbezogenen Jugendhilfe erfolgt im Kontext kommunaler Planungsprozesse. Dabei sind die Anregungen zur Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung der Konzepte zu berücksichtigen, die sich aus den Erkenntnissen der Praxis, der Jugend- und Genderforschung und der angewandten Praxisforschung ergeben. Analog zu bundesweiten Studien und regelmäßiger Datenerhebung sollen die jeweilige Situation der Jugendhilfe vor Ort analysiert und erforderliche Maßnahmen initiiert werden. Geschlechterbezogene Themen sollen sichtbar gemacht und zielgruppenspezifisch differenziert werden. Diese Differenzierung ist notwendig, weil der Zusammenhang Jugendhilfe und Geschlechterdifferenz verschiedenste Perspektiven berührt. Die vielfältigen gesellschaftlichen Zugehörigkeiten, kulturell und ethnisch vorhandene Orientierungen, Rollenbilder und Bildungsprofile sind zu berücksichtigen und mit deren Widersprüchlichkeiten gilt es umzugehen. Ebenso sind in diesem Zusammenhang entwicklungspsychologische, mit den Altersgruppen und Entwicklungsphasen verknüpfte Aspekte, für die Geschlechterdifferenzierung relevant.

Die im KJHG vorgesehenen Arbeitsgruppen der an der Jugendhilfe beteiligten Akteure bieten die Möglichkeit, die verschiedenen zielgruppenspezifischen Perspektiven zu betrachten und zu diskutieren (vgl. §§ 78, 80 KJHG). Wichtige Erkenntnisse fließen so in die Jugendhilfeplanung ein, dem vom Gesetzgeber vorgesehenen kommunalpolitischen Instrument zur fachli-

chen Steuerung der örtlichen Jugendhilfe. Unter der Federführung der Jugendämter werden so die Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen vor Ort thematisiert und Aushandlungsprozesse über zielgruppengerechte Hilfen und Angebote in den beschlussfassenden Jugendhilfeausschüssen geführt.

Die Jugendhilfeplanung ist allen Mädchen und Jungen verpflichtet. Geschlechterpolitisch begründete pädagogische Handlungsansätze umfassen jedoch weit mehr als nur die Arbeit in homogenen Mädchen- oder Jungengruppen. Vielmehr gilt es die Wirkungsweisen der Geschlechterhierarchie im Kinder- und Jugendalter, aber auch in den beteiligten Institutionen selbst zu erkennen und Verfahren zu entwickeln, die die geschlechtsbezogene Perspektive systematisch einbeziehen. In diesem Zusammenhang wurde Anfang 2001, basierend auf einer vom BMFSFJ in Auftrag gegebenen Expertise (Enggruber 2001), der gesamte Kinder- und Jugendplan des Bundes unter die Prämisse des Gender Mainstreaming gestellt.

Nachdem im Bereich der Mädchenarbeit in den vergangenen Jahrzehnten etliche Projekte und Initiativen eingerichtet wurden, fragten zahlreiche Handlungsbeteiligte nach dem Entwicklungsstand der geschlechtsbezogenen Arbeit mit Jungen. Lange Zeit wurden aber selbst die Anfragen an Jungenarbeit überwiegend von den an der Mädchenarbeit beteiligten PädagogInnen gestellt, die die Situation der Mädchen zwar spezifisch, aber auch im Kontext der Geschlechter betrachteten.

„Zahlreiche Aussagen zu Mädchen sind erst dann zu beurteilen, wenn sie im Vergleich zu Jungen gesehen werden können. Ebenso sind Hilfen, die im Interesse von Mädchen und jungen Frauen zu gestalten sind, auch mit Anforderungen an die Jungen und jungen Männer verbunden. So wäre es z.B. falsch, Hilfen für junge Mütter zu konzipieren und hierbei die Väter und Partner nicht in den Blick zu nehmen. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern spielt in der Gestaltung der Jugendhilfe eine nicht zu unterschätzende Rolle." (Bohn/ Bradna 2002, 63)

Umgekehrt erfordert auch die Jungenarbeit die Analyse männlicher Lebensentwürfe und den Rückbezug auf das weibliche Geschlecht. Die Umsetzung von Gender Mainstreaming in die Praxis bedeutet jedoch nicht, dass jedes Angebot für Mädchen ein gleichnamiges paralleles Angebot für Jungen benötigt. Es geht vielmehr darum, sinnvolle und bewährte Maßnahmen und Projekte durch innovative und weiter ausdifferenzierte Angebote zu ergänzen. Dazu bedarf es paralleler, getrennter und gemeinsamer Räume für Jungen und Mädchen. Jungenarbeit und Mädchenarbeit unreflektiert „gleichzuziehen" würde angesichts der bisherigen Diskussionen und Entwicklungen eher einen Rückschritt markieren. Gerade im Hinblick auf die historischen Prozesse und Entwicklungslinien wird deutlich, dass es weniger um eine „Geschlechtergleichheit" geht als um eine „Geschlechtergerechtigkeit", die die Selbstreflexion und den Dialog der Geschlechter voraussetzt.

3 Entwicklungslinien der geschlechtsbezogenen Jugendhilfe mit Mädchen

Mädchen fanden bis in die 1980er Jahre in der Jugendhilfe wenig Aufmerksamkeit und Unterstützung für ihre Belange. Diese Praxis wurde von kritischen Pädagoginnen thematisiert und veranlasste feministische Wissenschaftlerinnen zur Erforschung der weiblichen Sozialisation und der Situation von Mädchen in verschiedenen Feldern der Jugendhilfe. Die Ergebnisse mündeten in den bereits erwähnten Sechsten Jugendbericht, der eine umfassende Analyse zur „Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der Bundesrepublik Deutschland" enthielt (BMJFG 1984). Die Studie bestätigte die Annahme,

„dass in der Jugendhilfe durchweg ohne Unterscheidung über die Lebenskonzepte, die Berufsorientierung, Ausbildungs-, Schul- oder Freizeitprobleme, Familiensituationen und Konfliktlagen ‚der Jugendlichen' oder ‚der Kinder' nachgedacht wird und damit Mädchen unter den ‚Normalfall' des männlichen Jugendlichen subsumiert werden bzw. allenfalls als eine (defizitäre) Untergruppe desselben erschienen. In diesem Zusammenhang entstand das Schlagwort von der ‚Jugendarbeit als Jungenarbeit'." (Bitzan/ Daigler 2001, 43)

In den 1980er Jahren begannen feministische Pädagoginnen in bestehenden Jugendeinrichtungen Nischen für Mädchen zu schaffen, z.B. in Form von Mädchengruppen, Mädchenfesten und Mädchenfreizeiten. Diese wurden in der so genannten „feministischen Mädchenarbeit" konzipiert und weiterentwickelt und häufig in selbstorganisierten und selbstverwalteten Projekten angesiedelt. In diesem Zusammenhang ist herauszustellen, dass erst durch die spezifische Betrachtung und Analyse der Lebenslagen von Mädchen auch tabuisierte Themen wie sexueller Missbrauch und seine Folgen angesprochen und bearbeitet werden konnten. Mit der Veröffentlichung ihrer Erfahrungen wurden die Langzeitfolgen für erwachsene Frauen sichtbar und verdeutlichten die Notwendigkeit zur Schaffung von Hilfsangeboten, Unterbringungsmöglichkeiten, Beratung und Therapie für Mädchen und junge Frauen mit sexueller Gewalterfahrung. In der Folge organisierten Frauen häufig in eigener Trägerschaft entsprechende Projekte.

Seit den 1990er Jahren tragen Modellprojekte und Begleitforschungen in den alten wie in den neuen Bundesländern zur Entwicklung einer gemeinsamen Linie in der Frauenpolitik bei. Der Zehnte Kinder- und Jugendbericht greift die Ergebnisse des Sechsten Jugendberichtes noch einmal auf und fordert:

- die Interessen von Mädchen und jungen Frauen strukturell zu verankern,
- Mittel nach dem Kinder- und Jugendplan des Bundes für Mädchen zu quotieren,
- geschlechtspezifische Sichtweisen über Fortbildungen für weibliche und männliche Fachkräfte zu vermitteln,

- eine kleinräumig nach Geschlecht differenzierende Jugendhilfeplanung
- und die durchgängige Einbeziehung geschlechtsspezifischer Unterschiede und der Ressourcen von Mädchen in kinder- und planungsbezogenen Berichten (BMFSFJ 1998, 226f).

In zahlreichen Kommunen wurden AGs nach § 78 KJHG gegründet und Mädchenförderpläne entwickelt, deren Verabschiedung sich in den Jugendhilfeausschüssen bisweilen über mehrere Jahre hinzog. Dennoch hat die konsequente Politisierung der Mädchenarbeit erreicht, dass die Träger der Jugendhilfe darum bemüht sind, die Rechtsgrundlagen umzusetzen und die Geschlechterdifferenzierung als Querschnittsaufgabe anzunehmen. Die Frage der innovativen und qualifizierten Umsetzung ist dennoch oft an das Engagement und die Genderkompetenz der beteiligten PädagogInnen und SozialarbeiterInnen gebunden.

Aufgrund der fehlenden finanziellen Absicherung ist die Mädchenarbeit bis heute häufig gezwungen, sich immer wieder über Modellförderung zu finanzieren, die oft an vorgegebene Themen und befristete Stellen gebunden ist. Hierdurch wird die dauerhafte strukturelle Absicherung der bundesweiten Mädchenarbeit beeinträchtigt.

4 Entwicklungslinien der geschlechtsbezogenen Jugendhilfe mit Jungen

Bereits Anfang der 1980er Jahre wurden erste, meist reaktive pädagogische Ansätze für eine geschlechterdifferenzierende Jungenarbeit entwickelt. Im Vergleich zu den Aktivitäten auf Seiten der feministischen Bewegung mangelte es jedoch teilweise an einem Perspektivwechsel, der ein „anderes Mannsein“ als positives Potenzial thematisierte. Durch die Aktivitäten der Frauenbewegung und die Entwicklung eigenständiger Ansätze der Mädchenarbeit entstand bei einigen männlichen Fachkräften Motivation und teilweise sicher auch Druck, Stellung zu beziehen. Es mangelte jedoch an einem reflektierten männlichen Selbstbezug und einer neu definierten Form der Jungenarbeit (Winter 1996, 378f).

Bis zum heutigen Tage wird bei geschlechterdifferenzierender Jugendhilfe in vielen Köpfen vorrangig an die Art von Mädchenarbeit gedacht, wie sie sich in den letzten 25 Jahren entwickeln konnte. Während diese sich weitgehend profiliert hat, wurde die Notwendigkeit von Jungenarbeit zwar festgestellt und als wichtig erachtet, aber es mangelte an eigenständigen Konzepten und Pädagogen, die sich für diese Arbeit stark machten. Ein erstes Konzept für die geschlechterdifferenzierende Jungenarbeit wurde Mitte der 1980er Jahre veröffentlicht (Heimvolkshochschule Alte Molkerei Frille

1984). Die Anfänge der Jungenarbeit mit eigenen geschlechtsbezogenen Inhalten und Konzepten wurde als „antisexistische Jungenarbeit“ bezeichnet, fand aber in der Praxis bei weitem nicht so viel Resonanz wie die „parteiliche“ bzw. „feministische Mädchenarbeit“.

In den letzten Jahren wird die Jungenarbeit stärker gefordert und gefördert, indes noch zu wenig in die Praxis umgesetzt. In der oftmals kontrovers geführten Diskussion wurden von Vertreterinnen der Mädchenarbeit Befürchtungen geäußert, dass es den Befürwortern der Jungenarbeit vorrangig darum ginge, an den in Aussicht gestellten Ressourcen zu partizipieren, ohne sich den erforderlichen konzeptionellen und politischen Forderungen und Aufgaben zu stellen. In diesem Zusammenhang ist z.B. festzustellen, dass in den 1990er Jahren in vielen Kommunen umfangreiche und qualifizierte Mädchenförderpläne vorgelegt wurden, aber kaum entsprechende Jungenförderpläne. Ein eigenes Profil der Jungenarbeit ist noch nicht in einem vergleichbaren Maße entwickelt wie die Mädchenarbeit. Es wurde bereits an anderer Stelle verdeutlicht, dass es nicht ausreichen kann, jede Jungengruppe unter der Prämisse der Jungenarbeit zu definieren oder einfach nur Parallelen zur Mädchenarbeit zu ziehen. Vielmehr geht es darum, das „Junge-Sein“ oder „Mann-Sein“ im Kontext der Geschlechterforschung und der Lebensrealitäten von Jungen und Männern zu thematisieren und sich neu zu positionieren. Dies verlangt eine ernst gemeinte Auseinandersetzung mit eigenen Ressourcen, Benachteiligungen, Konfliktpotenzialen und Herausforderungen im Kontext der vorherrschenden Geschlechterordnung.

5 Gender als gemeinsame Perspektive aller Beteiligten

Nach mehr als 20 Jahren „feministischer Mädchenarbeit“ und eher geringen Impulsen zur „antisexistischen Jungenarbeit“ scheint die Diskussion der Geschlechterthematik zwar selbstverständlicher geworden, aber sie gestaltet sich nicht einfacher, vielmehr zeigen sich Vorbehalte und Widerstände nun subtiler. Die Geschlechterfrage wird nach wie vor boykottiert, bagatellisiert, manche Diskussionen werden verbissen oder polemisch geführt.

„Jugendhilfe ist hier auch als ein Spiegel allgemeiner gesellschaftlicher Tendenzen zu verstehen, in denen sehr schnell unter einer Ideologie der allgemeinen Gleichberechtigung die Diskriminierung von Männern mindestens so stark befürchtet wird, wie die Diskriminierung von Frauen geleugnet wird.“ (Rauw/ Reinert 2001, 13)

Aus dieser Perspektive betrachtet und mit Blick auf die Anstrengungen der vergangenen Jahrzehnte, erzeugen die aktuellen Entwicklungen bei kritischen BetrachterInnen durchaus Ambivalenzen hinsichtlich der Sicherung und Nachhaltigkeit der bisherigen Fortschritte: Einerseits wurden durch die

feministische Mädchen- und Frauenarbeit viele Prozesse in Gang gesetzt und etabliert, andererseits droht die Geschlechterfrage in einer Art „Gleichschaltung“ der ursprünglich intendierten Gleichstellung erneut entgegenzuwirken. Hier wird abermals deutlich, dass mehr Informationsaustausch, Fortbildungen und Fachdiskussionen gefordert sind, um möglichst viele der an der Jugendhilfe beteiligten Akteure zu erreichen.

Wenn die Genderperspektive tatsächlich zu einer gemeinsamen Angelegenheit aller werden soll, dann sind mehr Offenheit, Zeitgeist und Kooperationsbereitschaft gefragt. Die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sich Mädchen und Jungen heute entwickeln, haben sich im Vergleich zu den 1970er und 1980er Jahren grundlegend verändert. Weder eine „Gleichschaltung der Geschlechter“ noch ein „Beharren auf Konzepten“ entsprechen einer modernen geschlechtergerechten Jugendhilfe. Vielmehr geht es darum, bewährte mit innovativen Ansätzen zu verbinden, die den gegenwärtigen Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen entsprechen und die bei den jugendlichen AdressatInnen ankommen (Meyer 2002).

Gender Mainstreaming in der Jugendhilfe verlangt nicht nur die im KJHG formulierte Berücksichtigung der aktuellen Lebenslagen von Mädchen und Jungen, sondern geht darüber hinaus, indem es auf eine grundlegende Veränderung von Strukturen in Institutionen abzielt. Mädchen- oder jungenpolitische Ansprüche werden nicht mehr als separate, von der allgemeinen Jugendpolitik abgetrennte Bereiche betrachtet, sondern in ein Gesamtplanungskonzept eingebunden, das die Geschlechterfrage in alle Bereiche aufnimmt und gleichzeitig von der Lebenssituation der Mädchen und Jungen ausgehend, noch einmal quer auf Arbeitsfelder und Maßnahmen der Jugendhilfe hin betrachtet. Die Gratwanderung zwischen ernsthaftem Engagement der in der Jugendhilfe tätigen Frauen und Männer für die Gleichstellung der Geschlechter und widerstrebenden Interessen und Machtspielen kann im Zuge des Gender Mainstreaming zu einer undurchsichtigen Situation führen. Um dem entgegenzuwirken und nicht hinter die erreichten Standards zurückzufallen, ist u.a. eine kontinuierliche Evaluation der Institutionen und Maßnahmen unter geschlechtsbezogenen Fragestellungen unerlässlich.

Mit Blick auf das angeführte Argument von Kritikern, die die Geschlechterfrage aufgrund der fortgeschrittenen Individualisierung und Pluralisierung von Lebensentwürfen als nicht mehr relevant betrachten, kann festgestellt werden, dass die derzeitige Jugendhilfe zwar eine Generation anspricht, für die viel selbstverständlich ist, aber für die dennoch in bestimmten Fragen der Zukunftsplanung strukturelle Benachteiligungen durch die Geschlechtszugehörigkeit nicht hinreichend thematisiert und geklärt sind. Diese Fragen beziehen sich vorrangig auf die Berufswahl, die Karriereplanung, die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit und deren Honorierung.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Ergebnisse der Genderdebatte innerhalb der Jugendpolitik und Jugendhilfe als grundsätzli-

che Fortschritte anzuerkennen sind, sofern sie zugleich als Zwischenergebnisse auf dem Weg in eine geschlechtergerechtere Gesellschaft betrachtet werden. Es gilt kontinuierlich an den unterschiedliche Bezügen und Zugängen von Mädchen und Jungen zu geschlechtsspezifischen Fragestellungen und Themen weiterzuarbeiten und geschlechtshomogene und koedukative Angebote aufeinander abzustimmen. Nur wenn diese sich in einer differenzierten pädagogischen und sozialpädagogischen Praxis entfalten und entwickeln können, kann die Genderperspektive als Qualitätsmerkmal in der Jugendhilfe gewertet werden.

6 Gegenwärtige Entwicklung und Aufgaben in der Jugendhilfe

Es muss leider festgestellt werden, dass die Entwicklungen in der Jugendhilfe bereits seit geraumer Zeit und anhaltend durch die allgegenwärtige Ressourcenverknappung beeinträchtigt werden. Eine umfassende Durchsetzung von notwendigen und bedarfsorientierten geschlechtsbezogenen Angeboten wird durch die anhaltenden Spar- und Effizienzanforderungen erschwert und stellt die Jugendhilfe unter einen permanenten Rechtfertigungsdruck. Anstatt bewährte Projekte durch Dauerfinanzierung zu sichern, werden zahlreiche – überwiegend autonome Einrichtungen – geschlossen. Der permanente Kostendruck trägt dazu bei, dass viele Aufgaben der Jugendarbeit kaum noch wahrgenommen werden, sondern dass diese sich fast ausschließlich auf die Arbeit mit sozial benachteiligten, sehr belasteten und auffälligen Kindern, Jugendlichen und Familien im Bereich der Hilfen zur Erziehung konzentriert, während andere Bereiche, wie etwa die Frühpädagogik oder die Jugendkultur- und Jugendfreizeitarbeit zu wenig gefördert werden.

Doch gerade ein so heterogener Arbeitsbereich wie die Jugendhilfe, der Tageseinrichtungen für Kinder, Schulsozialarbeit, Hilfen zur Erziehung, Offene Jugendarbeit, Jugendverbandsarbeit, Jugendberufshilfe, Jugendbildung und Jugendgerichtshilfe umfasst, bedarf zielgruppengenauer, auf die jeweiligen lokalen Gegebenheiten abgestimmter Initiativen und Maßnahmen.

Aufgrund der ökonomischen Engpässe sind die kontinuierliche und bedarfsgerechte Entwicklung und Abstimmung von Maßnahmen bei einer entsprechenden Erfolgskontrolle von besonderer Bedeutung. Wenn trotz der notwendigen Kürzungen die Qualitätseinbußen soweit wie möglich begrenzt werden sollen, müssen Maßnahmen genauestens evaluiert und dokumentiert werden. Dabei geht es nicht nur um langfristig angelegte und umfangreiche Begleitforschung zu bundes- oder landesweiten Modellprojekten, sondern auch um „kleinere“ empirische Untersuchungen, die die Jugendhilfeplanung vor Ort unterstützen, z.B. durch den fachgerechten Einsatz verschiedener

quantitativer und qualitativer Verfahren, mit denen Bedarfe ermittelt, strukturelle Gegebenheiten analysiert, Ressourcen und Probleme bestimmt und Adressaten beteiligt werden können.

Auch die Politik fordert präzise und relevante Datenerhebung sowie Leistungsnachweise von den Trägern der Jugendhilfe:

„Neben der Beschreibung der Strukturen, pädagogischen Konzepte und Arrangements muss deshalb zukünftig stärker als bisher die systematische Erforschung der mittelfristigen und langfristigen Auswirkungen der Angebote und Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe und ihrer Voraussetzungen erfolgen. Sowohl aus fachlicher Sicht, im Sinne einer begründeten Weiterentwicklung der Praxis, als auch gegenüber den berechtigten Nachfragen aus Politik und Öffentlichkeit, bedarf es überprüfbarer Verfahren und valider Daten, die Auskunft über die Voraussetzungen, Prozesse, Effekte, Steuerungsmöglichkeiten und die Effizienz von Interventionen, Maßnahmen, Programmen, Einrichtungen, Verbünden und kommunalen Angebotsstrukturen geben. Es besteht ein erheblicher Bedarf an systematischer, methodisch fundierter, konzeptionell transparenter, vergleichender Evaluation – und zwar nicht nur der Modellprogramme, sondern auch der Regelangebote und der Strukturen vor Ort.“ (BMFSFJ 2002, 104)

7 Angewandte Praxisforschung vor Ort

Die Kooperation zwischen den Beteiligten der Jugendhilfeplanung, Trägern der Jugendhilfe und den Hochschulen vor Ort ist eine nicht zu unterschätzende Ressource für alle Beteiligten. Sie bietet zahlreiche Ansätze und Möglichkeiten zur gegenseitigen Unterstützung, so dass die Bereiche Lehre, Praxis und Forschung voneinander profitieren können. Zwar sind umfangreichere Forschungen ohne entsprechende finanzielle Ressourcen kaum zu realisieren, andererseits können langfristig hierdurch Kosten eingespart und Qualitätsstandards gesichert werden.

Angewandte Praxisforschung in kommunalen Kooperationsstrukturen zwischen Hochschule und Praxis bietet den Vorteil, dass diese mit einem vergleichsweise geringeren Aufwand durchgeführt werden kann als großräumig angelegte Modellprojekte. Studierende können in Praxisprojekten, Seminaren und Diplomarbeiten vielfältige Fragestellungen und empirisches Datenmaterial bearbeiten.[1] Das Studium der Sozialen Arbeit an der Katholischen Fachhochschule NW eröffnet im Rahmen von so genannten Lernprojekten[2] und Feldprojekten[3] Studierenden die Möglichkeit, in den Einrichtun-

1 Das Studium im Fachbereich Sozialwesen an der Katholischen Fachhochschule NW beinhaltet verschiedene Praxiselemente mit Projektcharakter. Bei den Praxisprojekten handelt sich um „Lernprojekte“ mit einem Umfang von 18 Tagen und um Feldprojekte mit einem Umfang von 36 Tagen (Rahmenstudienordnung der KFH NW 2001).

2 Lernprojekte sind seit der Studienreform im Jahre 1997 Bestandteil des Studiums der

gen abzuleistende Praxistage mit Aufgaben der empirischen Forschung zu verbinden. In diesen Zusammenhängen wurden in den letzten Jahren zahlreiche Arbeiten zu geschlechtsbezogenen Fragestellungen in der Jugendhilfe verfasst.

Um die unmittelbare Nähe zur Praxis zu verdeutlichen, werden nachfolgend einige zentrale, auf die geschlechterbezogene Jugendarbeit konzentrierte Fragestellungen zusammengefasst, die von Studierenden im Rahmen ihrer Praxisprojekte bearbeitet werden:

- Wie können die Jugendlichen (in XY) in ihren Bedürfnissen unterstützt werden?
- Wie ist die derzeitige Ausgangssituation?
- Welche Möglichkeiten müssten geschaffen werden?
- Welche Maßnahmen sind für Mädchen, welche für Jungen notwendig?
- Wie muss die Institution, die Maßnahme, das Projekt gestaltet sein, damit Mädchen und Jungen aus verschiedenen sozialen, ethnischen und kulturellen Kontexten in gleicher Weise berücksichtigt und gefördert werden können?
- Wie kann eine Beteiligung der Zielgruppe im Vorfeld erfolgen?
- Welche Ressourcen sind vorhanden, welche können erweitert, welche müssen neu entwickelt und bereitgestellt werden?
- Wie sind Projekte bisher gelaufen und wie ist mit den Ergebnissen umzugehen?
- Wie kann die Qualität gehalten oder verbessert werden?
- Welche Methoden kommen zum Einsatz?
- Sind die Methoden brauchbar?
- Wie wird finanziert?

Der Austausch über die Ergebnisse kann in unterschiedlichen Kontexten stattfinden und so die enge Vernetzung zwischen Lehre, Forschung und Praxis unterstützen. Einen entsprechenden Rahmen bieten sowohl etablierte wie auch informelle Arbeitsgruppen, Seminare, Ringvorlesungen oder Fachtagungen.

Sozialen Arbeit an der Katholischen Fachhochschule NW. Sie sind für Studierende der ersten beiden Studiensemester vorgesehen und dienen der Praxiserkundung und der Bearbeitung gezielter empirischer Fragestellungen. Die Praxiseinrichtungen haben die Möglichkeit auf diese Weise Datenmaterial zu erhalten, das in den entsprechenden Begleitseminaren an der Hochschule bearbeitet werden kann.

3 Feldprojekte sind ebenfalls seit 1997 Bestandteil der Studienordnung; sie schließen sich an eine mehrwöchige oder mehrmonatige Blockphase an (nach der derzeitigen STO 2001 als integriertes Praxissemester) und werden gegen Ende des Studiums im 6. und 7. Semester durchgeführt. Im Rahmen von Feldprojekten ist die Durchführung von Befragungen oder Sozialraumanalysen und die Evaluation von Institutionsstrukturen, Handlungsabläufen und Projekten möglich.

Die nachfolgend dokumentierten „Aachener Beispiele“ analysieren geschlechterbezogene Bedarfe im Bereich der Jugendfreizeitarbeit. Bei dem ersten Beispiel handelt es sich um eine quantitative Befragung von jugendlichen Mädchen, die 2001 im Rahmen von Lernprojekten durch die Katholische Fachhochschule in Aachen durchgeführt wurde. Im zweiten Beispiel geht es um eine – teilweise darauf aufbauende – geschlechterbezogene Analyse der Sportangebote vor Ort, die 2004 im Rahmen der Jugendhilfeplanung vom Jugendamt der Stadt Aachen durchgeführt wurde. Beide Beispiele dienen der Verdeutlichung des Zusammenhangs von Empirie, Gender Mainstreaming und Jugendhilfe im Rahmen der kommunalen Jugendhilfeplanung.

Beispiel 1: Bedarfsanalyse im Bereich der Jugendfreizeit

Ausgangspunkt für das Lernprojekt, in dessen Rahmen 884 Mädchen der Altersgruppe der 12- bis 15-Jährigen nach ihren Freizeitinteressen befragt wurden, war ein an der Abteilung Aachen durchgeführtes Werkstattgespräch im Oktober 1999 mit dem Titel „Mädchenarbeit im nächsten Jahrtausend“. Teilnehmerinnen des Workshops waren Fachkräfte aus den Bereichen der Mädchenarbeit in Jugendfreizeiteinrichtungen, in Schulen und Gleichstellungsstellen sowie Studierende und Dozentinnen der Fachhochschule. Als ein Ergebnis dieses fachlichen Austauschs wurde der Wunsch nach einer kontinuierlichen Verankerung der Mädchen- und Frauenthematik im Studienangebot der Fachhochschule formuliert. Dabei gilt es festzustellen, dass an der Katholischen Fachhochschule, nicht zuletzt aufgrund ihrer eigenen Tradition, mädchen- und frauenspezifische Fragestellungen immer aufgegriffen und thematisiert und – bezogen auf aktuelle gesellschaftliche und politische Bedingungen – reflektiert wurden. Diese Aktivitäten werden fortgesetzt und finden ihren Ausdruck u.a. in dem im Jahre 2001 gegründeten Forschungsschwerpunkt „Gender und Soziale Arbeit“ an der Katholischen Fachhochschule (seit 2005 „Gender und Transkulturalität“), aber auch in der Lehre und in zahlreichen Veröffentlichungen.

Basierend auf den im Werkstattgespräch formulierten Fragestellungen wurde ein besonderer Untersuchungsbedarf hinsichtlich der Zielgruppe der 12- bis 15-jährigen Mädchen deutlich, da diese anscheinend von den Angeboten der offenen Jugendarbeit kaum oder nur eingeschränkt erreicht wurden. So entstand die Idee, hierzu eine quantitative Befragung im Rahmen von Lernprojekten durchzuführen.

In der Vorbereitung der Befragung wurden zunächst Grundlagen der Geschlechterforschung und der geschlechtsbezogenen Sozialen Arbeit mit Mädchen erarbeitet, um dann die sozialräumliche Situation in Aachen genauer zu untersuchen. Daraus ergaben sich Fragestellungen, die von den Studierenden in einem standardisierten Fragebogen zusammengestellt wurden.